

James McBride • Black and Proud



James McBride

BLACK AND PROUD

Auf der Suche nach James Brown
und der Seele Amerikas

Aus dem Amerikanischen
von Werner Löcher-Lawrence

btb

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Kill 'Em and Leave. Searching for James Brown and the American Soul«
bei Spiegel & Grau, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 by James McBride

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017
by btb in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München,
nach einem Entwurf von © Alex Merto

unter Verwendung einer Illustration von Alex Merto
Foto von James Brown by Julian Wasser/The LIFE Images
Collection/Getty Images

Autorenfoto: © Chia Messina

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75714-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Professor Logan und seiner verstorbenen Frau Bettye
gewidmet.

Wenn's dir nicht um die Wahrheit geht,
bist du nicht qualifiziert,
irgendwelche Musik zu machen.

Prof. Wendell Logan (24. November 1940 – 15. Juni 2010),
Gründer des Jazz Department am Oberlin Conservatory of Music

Inhalt

Vorwort: Das Gemurmel	13
-----------------------	----

Das wütende Gemurmel darüber, was in Amerikas Süden unausgesprochen bleibt, lastet schwer auf Barnwell, South Carolina. Es ist ein Land des Grinsens und des Nickens. Die Straßen sind nicht gekennzeichnet. Plastiklächeln und eine Warnung: »Sieh dich vor hier bei uns.«

Teil I. Den Takt einzählen

Kapitel 1. Das geheimnisvolle Haus	23
------------------------------------	----

Das allgegenwärtige Vermächtnis James Browns, seine Bedeutung für die amerikanische und die schwarze Kultur und die Angst, die dahinterstand. »Immer schön auf der Schule bleiben, Dot-tay!«

Kapitel 2. Fluchen und Lärmen	34
-------------------------------	----

Jeder Geschichtenerzähler kommt an die tief hängenden Früchte des afroamerikanischen Lebens, nur nicht die, die es leben. »Ich hasse fast alles, was über ihn geschrieben wird«, sagt Emma Austin, siebzig, die Brown mehr als vierzig Jahre kannte. »Das meiste kann ich mir kaum ansehen.«

Kapitel 3. American Jive 42

Brown hinterließ seinen Reichtum den Armen, aber Klagen und Gerichtsverfahren um seinen wertvollen Nachlass haben Jahre nach seinem Tod 2006 genau das geschaffen, was er einst vorausgesagt hat. »Ein Chaos«, sagte er zu seinem Manager. »Mr Bobbit, das wird ein Riesenchaos, wenn ich sterbe.«

Teil II. Los geht's!

Kapitel 4. Nebel 57

Ein Päckchen Kool für eine Geschichte, und dann eine Version der Wahrheit herausaugen. »Eigentlich bin ich aus Versehen hier.«

Kapitel 5. Six Gaines 68

Die Zerstörung der Geschichte James Browns. Die Kinder zweier Schwestern. »Junior hat vergessen, woher er kam«, sagt er ruhig. »Und seht euch an, was dabei rausgekommen ist. Nichts Gutes.«

Kapitel 6. Das Land verlassen 81

Der Gaines-Scott-Clan und Tausende kleine schwarze Pachtbauern, ein verlorener Stamm, der aus Ellenton, South Carolina, hinausgezwungen wird. »Alle müssen dieses Land verlassen.«

Kapitel 7. Bro 91

James Brown trifft seinen besten Freund, Leon Austin. »Du musst arbeiten. Das tun wir alle.«

Kapitel 8. Aufrecht leben 114

Velma Brown, der junge James Brown, und wie sie Teddy verlieren. »Teddy«, sagt sie ruhig, »war gerade dabei, sich zu finden. Wie junge Leute es eben tun.«

Kapitel 9. Die letzte Flamme 133

Nafloyd Scott, auf Tour mit James Brown im rassensgetrennten Süden. »Lauf, Nigger, wenn du das lesen kannst. Wenn du es nicht lesen kannst, lauferst recht.«

Kapitel 10. Der Reverend 150

Das kreative Bündnis von James Brown und Reverend Al Sharpton. »Kill sie, und weg, Rev. Kill sie, und weg.«

Kapitel 11. Der Money Man 174

David Cannon, die Steuerbehörde und ein finanzielles Chaos. »Bewahren Sie das für mich auf, Mr Cannon. Bewahren Sie es für mich auf.«

Kapitel 12. Der Boden unter seinen Füßen 189

Alfred »Pee Wee« Ellis und die kreativen Kräfte hinter Soul Brother Number One. »Für den König musst du eine Armee aufstellen.«

Kapitel 13. Mehr Geld 215

Die Kosten eines Vermächtnisses, und wie David Cannon alles verlor. »Nein, nein. Ich will erst raus und den Himmel sehen, wenn ich wieder frei bin.«

Kapitel 14.	Der Hundert-Dollar-Mann	236
	<i>Charles Bobbit, der Mann der tausend Gesichter und der Tod James Browns.</i>	

Kapitel 15.	Das Schundblatt, das niemand liest	257
	<i>Die Journalistin Sue Summer und das Geld, das nie bei den armen Kindern ankam. »Wenn Sie mich fragen, ob ich viel bete«, sagt sie, »ist die Antwort ja.«</i>	

Kapitel 16.	Sis	273
	<i>Miss Emma, Danny Ray, Michael Jackson, Jobs, Freude und das widersprüchliche Herz James Browns. »Er wollte immer, dass die Menschen ihn für »sauber und ordentlich« halten.«</i>	

Teil III. Und Schluss!

Kapitel 17.	Verabschiedet euch vom King	291
	<i>Michael Jackson kommt, um sich persönlich zu verabschieden. »Wer hat den vergoldeten Sarg gewollt?«</i>	

Kapitel 18.	Der Traum	304
	<i>James Browns privater Stolz und seine Freude. »Golf«, sagt W. Forlando Brown, »ist ein ehrliches Spiel.«</i>	

Epilog:	Schwester Lee	311
	<i>Werden sie sich an ihn erinnern?</i>	

Dank		317
------	--	-----

Vorwort

Das Gemurmel

Die Statue steht mitten in der Innenstadt von Augusta, Georgia, auf Augenhöhe, denn der alte Mann wollte nie über anderen stehen, er wollte bei den Leuten sein. Und wenn du ihm so gegenüberstehst, an einem heißen Augustnachmittag in dieser verlassenen Straße mit ihren billigen Läden und alten Theatern, sagst du dir: »Das haben sie dir auf der Journalistenschule nicht beigebracht« – durch das Gerippe eines kaputten, zerstörten Lebens zu irren, dieses einen Lebens und all der anderen, die damit verknüpft sind, durch ein Gewirr schonungsloser Anwälte, die sich an dem Gerippe gütlich tun, den Geschichten bankrotter Musiker zuzuhören, die ruhmreich um die Welt tourten, nur um am Ende mit leeren Taschen nach Hause zu kommen, und das Gerede sogenannter Musikexperten zu verstehen, die die persönliche Geschichte eines Mannes fleddern, nur damit ein paar Dollar in ihre Taschen wandern. Alle machen ihre Geschäfte in dieser Welt, wohingegen der, der die Show geliefert hat, toter ist als tot und sein Erbe überall verstreut liegt, nur nicht da, wo er es wollte.

James Brown, der Godfather of Soul, Amerikas größter Soul-Sänger, wollte, dass der Großteil seiner Hinterlassenschaft, vorsichtig geschätzt einhundert Millionen Dollar, in die Schulbildung armer Kinder in South Carolina und Georgia fließt. Zehn Jahre nach seinem Tod am 25. Dezember 2006 hat nicht ein Cent davon auch nur ein einziges armes Kind erreicht. Unsägliche Millionen wurden und werden von Anwälten und Politikern verschleudert, die von den verschiedenen Teilen seiner zerfallenen Familie aufeinandergehetzt wurden.

Es ist das traurige Ende eines so außergewöhnlichen wie tragischen Lebens, wobei man doch denken sollte, dass irgendjemand angesichts der zahllosen armen Kinder in South Carolina und Georgia die Integrität aufbringt, eine Lösung für diese Sache zu finden. Aber das ist viel verlangt dieser Tage, weil es nicht zuletzt bedeuten würde, dass wir eine Lösung finden für das Rätsel James Brown. Doch um James Brown zu verstehen, müssten wir uns selbst erst mal verstehen. Alles andere ist wie der Versuch, ein zweiköpfiges Baby mit Aspirin zu behandeln.

Es ist schon komisch. Hier in Augusta, seiner Wahlheimat, scheinen sie ihn zu mögen. Sie haben eine Arena und eine Straße nach ihm benannt und einen James-Brown-Tag gefeiert mit den üblichen Tribute-Konzerten. Die Wahrheit ist allerdings, dass trotz dieser komischen Statue eigentlich nichts von James Brown in der Stadt zu spüren ist, man bekommt keinerlei Gefühl für ihn. Er hat sich aufgelöst in eine der vielen tragischen schwarzen Geschichten, die gekauft und verkauft und wieder gekauft werden wie die Sklaven einst bei der »Haunted Pillar«, einer angeblich mit einem Fluch belegten Säule, nur zwei Straßen von seiner Statue entfernt. Browns Saga hat industrielles Potenzial, sie ist ein riesiges Kaufhaus voller billigem Zeug für Schreiberlinge aller Art, die nach dem Stoff für die

obligatorischen fünf Minuten Gospel suchen, die es heute in so gut wie jeder Broadway-Show gibt. Eine miese Story, super Musik. Und alle sind Experten, mit einer Dokumentation hier, einem Buch und einem Kinofilm da, alles von Leuten produziert, die ihn »kannten« und »liebten« – als wäre das möglich. Tatsächlich ist es egal, ob sie ihn kannten oder nicht, liebten oder nicht, ob sie ihn für seinen Mut hassten oder hofften, jemand würde ihn an einen Pick-up binden und seine Leiche über die Auslinie schleifen. Denn das Kind liegt längst im Brunnen. Der Mann ist tot. Weg. Ausradiert. Ihm die Ehre zu erweisen kostet niemanden mehr was. Da geht es ihm wie John Coltrane, Charlie Parker, Louis Jordan oder sonst einem von den Dutzenden Musikern, deren Musik unsterblich ist – was die Gemeinden, aus denen sie stammen, keinen Deut weitergebracht hat. Im Grunde ist James Brown in Augusta vergessen. Die Stadt zerfällt wie die Erinnerung an ihn. Er ist Geschichte. Sicher unter der Erde.

Aber drüben in Barnwell County, direkt hinter der Staatsgrenze nach South Carolina, wo Brown geboren wurde und auch vor seinem Tod wieder lebte, dort gibt es keinerlei Unsicherheit darüber, wer James Brown ist. Da ist er kein bloßer Nebel, sondern quicklebendig.

In Barnwell, in der Allen Street, gab es einen alten Soul-Food-Laden namens Brooker's, nicht weit von Browns Geburtshaus, und jedes Mal, wenn ich in der Stadt war, um nach alten James-Brown-Geschichten zu wühlen (dem, was noch davon übrig ist), bin ich zu Brooker's, um Schwein mit Grütze und Kohl zu essen, oder was Miss Iola und ihre Schwester Miss Perry sonst noch anzubieten hatten. Ich hatte viel Spaß da, saß an meinem Tisch und sah die Leute hereinkommen, jung und alt, einige stumm wie Bettwanzen, andere gesprächig und freundlich,

manche auch argwöhnisch, Leute aller Art: kleine Geschäftstreibende, Arbeiter aus dem Viertel, Bauern, ein Bestatter, Freiseusen. Ich bin immer lachend dort wieder hinaus und hab mir gesagt: »Auch das bringen sie dir in der Journalistenschule nicht bei« – in der Heimatstadt von jemandem zu stehen und immer noch das Lachen und den Stolz herauszuhören. In Barnwell lieben sie James Brown und sehen das Kaputte nicht. Die widerlichen Anwälte, die an seinen Knochen herumzerren, sind den Leuten egal, genau wie Browns Kinder, die sich wegen der Millionen in den Haaren liegen, die er nicht ihnen, sondern den Armen hinterlassen hat. Die Leute haben selbst genug Übles erlebt, seit Generationen, traurige Geschichten kennen sie zur Genüge. Warum darüber reden? Lache, sei glücklich und preise den Herrn! James war ganz oben, bis zum Schluss. Da können die Weißen sagen, was sie wollen. Schreib's dir in dein kleines Notizbuch, mein Junge: Es ist uns egal. Wir wissen, wer James Brown war. Er war einer von uns und schläft heute im Himmel. Er ist in guten Händen! Und jetzt komm, iss noch ein Stück Kuchen.

Sie lachen und grinsen und sorgen dafür, dass du dich gut fühlst. Aber hinter dem Lachen, dem Kuchen, dem Hallo und dem Nachschlag, hinter den riesigen Hähnchenportionen und dem ständigen Schmunzeln vernimmt man ein stummes Gemurmel. Wenn du am Tisch die Ohren spitzt, kannst du es fast hören, etwas Wogendes, Mahlendes, ein Rumoren und Knurren, und wenn du die Augen schließt und genau hinhörst, klingt es ganz und gar nicht angenehm. Ausgesprochen wird da nichts, nichts ist sichtbar, denn die Schwarzen in South Carolina sind Experten darin, den Weißen eine Maske zu präsentieren. Seit Generationen haben sie Übung darin. Das Lächeln verstellt ihr Gesicht wie ein Heizungsgitter. Kommt ein weißer

Kunde zu Brooker's rein, geben sie sich glücklich. Sie sagen: »Ja, Sir«, und: »Genau«, und lachen und scherzen und sagen: »So ist es!«, und: »Tatsächlich?«, und es ist ein einziges Hallo und Jaja, und du stehst völlig perplex da, weil du etwas anderes hörst. Du hörst das Gemurmel und weißt nicht, kommt es vom Tisch oder vom Boden unter deinen Füßen, oder ist es das Tempo, mit dem so viel Geschichte zwischen ihnen hindurchrauscht, zwischen dem Schwarzen und dem Weißen, genau in dem Augenblick, in dem der Weiße für seinen Blattkohl zahlt und dich sein Lächeln nicht loslässt, weil du das Grollen des nach wie vor wütenden Krieges hörst – des großen Krieges, den die aus dem Norden den Bürgerkrieg nennen und die Südstaatler den Aggressionskrieg des Nordens, sowie des jüngeren Krieges, des Propagandakrieges, mit dem der Schwarze im Weißen Haus einige Leute mit allem, was er tut, in Rage versetzt. Es geht immer um die Rasse. Alle wissen es, und es gibt keinen Raum zum Atmen. Und du sitzt da vor deinem Teller und kriegst kaum Luft, während du die beiden über die tiefe Kluft hinweg lachen und schwatzen siehst. Du staunst und denkst, du sitzt auf einer Rasierklinge, und du wartest darauf, dass der eine oder der andere eine Kanone zieht und seinem Gegenüber das Gesicht wegbläst. Du denkst, du wirst wahn-sinnig, während das Gemurmel in deinen Ohren immer lauter wird und zu einem unsichtbaren Dröhnen absoluter Wut und Entrüstung anschwillt, nur erkennbar an dem Blick stummen Verstehens, der zwischen dir und dem Rest der Schwarzen im Raum hin- und herwechselt wie der Dollarschein, der jetzt von der Hand des Weißen in Miss Iolas alte Kasse wandert, die sich mit einem leisen Klicken wieder schließt.

Wenn du wartest, bis der Weiße geht, und nach der Kluft fragst, der Kluft zwischen den weißen und den schwarzen Leu-

ten in South Carolina, sagen die Schwarzen: »Oh, das ist okay, So-und-so ist mein Freund. Ich kenne ihn seit vierzig Jahren. Wir verstehen uns alle hier.« Erst nachts, wenn sie nach Hause kommen und die Lichter erloschen sind, die Kirchentüren geschlossen, der Gesang vorbei und der Fernseher aus, wenn der Wein fließt und die Zungen sich lösen, ändert sich im Schutz von Haus und Familie der Ton, und dann ist das Gemurmel kein Gemurmel mehr, sondern das Tosen eines wütenden Sturmes voller Abscheu und über vierhundert Jahre angestauter Bitterkeit.

Es gibt keinen einzigen öffentlichen Hinweis auf James Brown in Barnwell, sagen die Schwarzen. Keinen Ort, um seiner Geburt zu gedenken, kein Haus, das sie nach ihm benannt haben, keine Schule, keine Bibliothek, keine Statue, kein gar nichts. Und selbst wenn sie etwas nach ihm benennen und ihn staatlicherseits feiern würden, änderte das nichts. Bei Tageslicht lächeln sie, doch bei Nacht verfluchen sie, was an ihn erinnert, und das so heftig, dass es ganz von selbst den Schwanz einzieht und wie eine Schlange im Gebüsch verschwindet. Es gibt in dieser Stadt, aus der der größte Soul-Sänger stammt, den dieses Land je hervorgebracht hat, nicht einmal eine Tafel mit seinem Namen. Warum sollten sie auch eine aufhängen? Sie hassen ihn. An der Staatsgrenze gab es mal ein Schild, aber nach Browns letzter Verhaftung haben sie auch das entfernt. Der weiße Mann und sein Staat vergeben sich die eigenen Sünden millionenfach und schreiben Geschichte, wie sie ihnen gefällt. Ganz am Ende werden die Anzug tragenden Hexen im Gericht jeden einzelnen Cent geraubt haben, den Mr Brown verdient hat, ihr werdet es sehen. Die Armen haben keine Chance gegen sie, egal, welche Farbe sie haben, und wer immer hier dumm genug ist, dagegen aufzustehen und den Mund aufzumachen, wird dermaßen

in die Mangel genommen, dass ihm der Eiter aus den Ohren spritzt.

Das Ganze holte auch mich eines heißen Nachmittags ein, als ich im Brooker's saß, mit Miss Perry Lee herumalberte und ein Riesenkerl namens Joe Louis Thomas hereinkam. Joe ist ein gut gebauter, gut aussehender braunhäutiger Mann, der früher mal in New York als Profi-Wrestler gearbeitet hat. Als er es leid war, für ein paar Dollar gesagt zu bekommen, ob er verlieren oder gewinnen soll, kam er zurück nach Hause, nach Blackville, South Carolina, heiratete und schickte zwei seiner drei Kinder aufs College, von denen eines, Joe Thomas jr., 2014 bei den Green Bay Packers einstieg. Dann nahm Joe selbst noch mal ein Studium auf, an der South Carolina State University, und kam mit einundfünfzig Jahren in die Leichtathletik- und die Footballmannschaft. Als Kind hatte er mit seinen elf Geschwistern auf den Feldern eines weißen Mannes Baumwolle gepflückt. Die längste Zeit seines Lebens hielten sie ihn für taub, und nur sein außergewöhnliches Football-Talent sorgte dafür, dass er weiter zur Schule gehen durfte: In der Highschool lief er die vierzig Yard in vier Komma dreifünf Sekunden. Mit siebzehn sah sich ein Arzt Joes Ohren einmal genauer an und holte siebzehn Jahre Müll heraus: Baumwolle, Schmier und Dreck, und plötzlich hörte Joe Thomas Dinge, die er nie zuvor gehört hatte. Und er sah Dinge, die er nie gesehen hatte.

Joe setzte sich mir gegenüber an den Tisch. Miss Perry Lee sagte: »Hey, Joe, dein Kumpel ist wieder da.«

Joe sah mich an. »Arbeitest du immer noch an dem Buch?«, wollte er wissen.

Ich sagte ja und erklärte ihm ausführlich, wie schwer es sei, die ganze, die wahre Geschichte zu erzählen. All die schrecklichen Gerichtsmanöver. Die ganze Streiterei. Und dass ich einen

Sack voller Fragen hätte, ohne Antworten zu bekommen, der Sache aber auf den Grund gehen wolle, und so weiter und so fort.

Joe hörte mir schweigend zu und hielt seine Gabel locker in der Hand. Sie hing in der Luft, während ich redete, und als ich endlich fertig war, schwebte sie immer noch über seinem Teller Leber und Kohl.

»Sieh dich vor hier bei uns«, sagte er leise.

»Ich hab nichts Unrechtmäßiges getan«, sagte ich. »Es ist nur ein Buch.«

Er sah mich ruhig und unverwandt an, deutete mit seiner Gabel auf mich und sagte: »Sieh dich vor hier bei uns, junger Mann.«

Teil I

Den Takt einzählen

Kapitel 1

Das geheimnisvolle Haus

Damals in den 1960ern, als ich ein Kind in St. Albans, Queens, war, in New York City, gab es in einer hübschen Straße nicht weit von mir zu Hause ein großes, verbotenes, schwarzgraues Gebäude. Das Haus lag auf der anderen Seite der Gleise der Long Island Rail Road, die mein Viertel in zwei Hälften teilte. Ich wohnte auf der armen Seite, mit dicht gedrängten, kleinen, erschöpft wirkenden Häusern, manche hatten einen ordentlichen Rasen und gepflegte Blumenbeete, andere waren wie unseres ein einziges Chaos. Die meisten unserer Nachbarn gehörten zur schwarzen Arbeiterklasse, Beamte der Post und im städtischen Nahverkehr, die ursprünglich aus den Südstaaten stammten und es aus der Enge und dem Trubel Brooklyns, Harlems oder der Bronx ins relative Glück von Queens geschafft hatten. Es waren stolze Leute. Wir hatten uns verbessert. Wir lebten den amerikanischen Traum.

Auf der anderen Seite der Gleise lebte man auf großem Fuß. Da standen prächtige Häuser mit üppigen Rasenflächen, und lange, glänzende Cadillacs glitten durch die hübschen, ruhi-

gen Straßen. Es gab eine gigantische, komplett verglaste Kirche, einen schönen Park und einen brandneuen *Steak N Take*-Diner, der von der *Nation of Islam* betrieben wurde und wochenends rund um die Uhr geöffnet war. Dazu sei gesagt, dass die *Nation* in jenen Tagen allen in der Nachbarschaft eine Heidenangst einjagte und nicht mal der schlimmste, verzweifeltste Junkie auf die Idee gekommen wäre, in ein *Steak N Take* reinzumarschieren und seine Kanone zu ziehen. Kaum hätte er die Tür auf gehabt, wäre er schon tot gewesen. Viele der im *Steak N Take* arbeitenden Männer waren Ex-Sträflinge, ernste, lässige Kerle mit weißen Hemden und Fliege, die dich über die Sünde Schweinefleisch aufklärten, während sie dir so viele Cheesesteaks servierten, wie du nur wolltest. Die Geschäfte gingen gut. Und dann waren da noch die Berühmtheiten, die sich gleich in der Nähe Häuser gekauft hatten: Roy Campanella, Lena Horne, Count Basie. Ella Fitzgerald, Fats Waller, Milt Hinton. Alles Stars. Superstars.

Aber keiner von ihnen wohnte in dem mächtigen verbotenen Haus in der Murdock Avenue mit dem Spiraldach, an dem Ranken emporwucherten, einem Graben, durch den ein Bächlein floss, einem in der Weihnachtszeit illuminierten schwarzen Weihnachtsmann und einer schwarzen Markise, die wie eine wilde Haartolle über den Vorgarten herunterhing.

Denn keiner von ihnen war James Brown.

Wie oft standen wir draußen vor diesem Haus und träumten, ich und mein bester Freund Billy Smith. Manchmal standen wir in ganzen Gruppen dort herum, Kinder aus unserer und aus anderen Nachbarschaften, darunter gelegentlich ein Junge aus dem nahen Hollis namens Al Sharpton, den ich aber damals noch nicht kannte. Billy war von unserer Seite der Gleise in ein Haus nur ein Stück von James Brown die Straße hinunter

gezogen, und um ihn zu besuchen, stieg ich im Sommer ganz allein über die Gleise, was eine gefährliche Geschichte war. Tagelang hingen wir vor dem verbotenen schwarzgrauen Anwesen herum und warteten darauf, dass sich der Godfather of Soul zeigte. Manchmal kamen noch andere von Billys Bekannten dazu, Beanie, Buckie, Pig, Marvin, Emmitt und Roy Benton, der Sohn des großen Sängers Brook Benton, der direkt gegenüber von James Brown wohnte. Die Kinder kamen von überallher, aus South Jamaica, aus Hollis und Far Rockaway. Es gab das Gerücht, und zwar über Jahre, dass der Godfather abends aus dem Haus schlich, um die Ecke in den Addisleigh Park ging, sich auf eine Bank setzte und mit den Kindern redete – und Geld verteilte, Zwanziger und Fünfiger, wenn du ihm dafür versprachst, die Schule nicht zu schmeißen.

Wir hingen im Park herum und warteten und warteten. Wir warteten monatelang, den ganzen Sommer, den ganzen Winter, bereit, alles zu versprechen, doch er tauchte nie auf.

Ich kannte niemanden in unserer Nachbarschaft, der den großen Mann tatsächlich einmal getroffen hatte, bis meine elfjährige Schwester Dotty eines Nachmittags außer Atem und schwitzend ins Haus gerannt kam und rief: »Oh mein Gott! Oh mein Gott! Ihr werdet es nicht glauben! *Ohhh mein Gooott!!! Helennnn!*«

Helen, Dottys nächstältere Schwester und Dots großes Vorbild zu der Zeit, kam angelaufen, und auch der Rest von uns versammelte sich. Dotty brauchte ein paar Minuten, um sich zu beruhigen. Dann platzte sie mit ihrer Geschichte heraus:

Sie und ihre beste Freundin, Shelly Cleveland, waren nach der Schule über die Gleise, um vor James Browns Haus herumzuhängen, wie alle es taten. Natürlich kam er nicht heraus. Aber an dem Nachmittag beschlossen Dotty und Shelly, etwas

zu tun, was kein Kind aus unserer Gegend, kein Kind aus New York – kein Kind der Welt, wie ich mit meinen acht Jahren zu wissen glaubte – je getan hatte, nicht mal in Gedanken.

Sie gingen an die Haustür und klopfen.

Eine weiße Hausangestellte machte auf und sagte: »Was wollt ihr?«

»Könnten wir mit Mr Brown sprechen?«, fragte Dotty.

»Einen Moment«, sagte die Frau und verschwand.

Kurz darauf kam James Brown selbst an die Tür, mit zwei weißen Frauen, in jedem Arm eine, beide im 60er-Jahre-Look, einschließlich hochtoupierter Frisuren.

Dotty und Shelly fielen beinahe in Ohnmacht. Der Godfather of Soul schien amüsiert. Er begrüßte sie warmherzig und fragte Dotty: »Wie heißt du?«

»Dotty ...«

»Immer schön auf der Schule bleiben, Dotty. Sei keine Närrin!« Er schüttelte ihr die Hand und schüttelte Shelly die Hand. Die beiden flohen.

Wir hörten atemlos zu, als Dotty uns das erzählte. Es schien unglaublich, selbst meine Mutter war beeindruckt. »Siehst du?«, blaffte sie. »Hör auf James Brown. Bleib auf der Schule!« Aber wen interessierte schon, was sie sagte. Wichtig war, dass *James Brown es sagte!* Dottys Stern stieg steil auf. Sie war immer schon ein besessener James-Brown-Fan gewesen, und in einem Haus mit zwölf Kindern, in dem es wenig zu essen gab, und noch weniger Beachtung, und wo die neueste James-Brown-Single eine Art heiliger Gral war, gewann Dotty einen besonderen Status – als Botschafterin der Welt der Ruhmreichen, als erwähltes Stammesmitglied, Teil des Syndikats, der Mafia. Mit anderen Worten: Dotty, die Große, mit Gold-Status.

Der Glanz strahlte monatelang. Wenn es an kalten Winter-

abenden nichts zu essen gab und wir nirgends hinkonnten, wofür sowieso kein Geld da gewesen wäre, spielte sie uns die Szene in unserem eisigen Wohnzimmer noch einmal vor. »Er ist so klein«, erklärte sie. »Er ist ein kleiner Mann.« Sie sprang in die Höhe, wischte sich das Haar im James-Brown-Stil nach hinten, schob das Kinn vor und rief mit einem Südstaatenakzent: *»Immer schön auf der Schule bleiben, Dot-tay! Sei keine Närrin! Ha!«* Wir johlten. Besucher, Nachbarn, sogar mein ruppiger Stiefvater und die ernstesten Leute aus der Kirche baten sie, es noch mal vorzuführen. Was sie tat, indem sie einen detaillierten Bericht darüber lieferte, wie *The Hardest Working Man in Show-business*, Mr Dynamite persönlich, an die Tür seines Hauses gekommen war und es ihr direkt ins Gesicht gesagt hatte: *»Immer schön auf der Schule bleiben, Dot-tay!«*, und die griesgrämigen alten Kirchgänger lauschten und nickten ernst. James Brown hatte recht. *Immer schön auf der Schule bleiben, Dotty, immer schön auf der Schule bleiben.*

Ich verfolgte das alles mit grimmigem Schweigen. Meine lausige Schwester war mir zuvorgekommen. Sie hatte den schwarzen Stein geküsst. Sie hatte James Brown getroffen. Mein Neid hielt sich über Jahre.

Jeder Mann, jede Frau in diesem Leben hat einen Song, und wer Glück hat, erinnert sich noch an ihn. Den Song deiner Hochzeit, deiner ersten Liebe, deiner Kindheit. Für uns Afroamerikaner verkörpert James Brown diesen Song, nicht nur unseres Lebens, sondern unserer ganzen Geschichte.

Er ist sicher einer der berühmtesten Afroamerikaner der Welt und wohl der einflussreichste in der Geschichte der Popmusik. Sein Bild hängt an den Wänden afrikanischer Häuser und Hütten, wo die Leute nicht mal wissen, womit er eigentlich sein

Brot verdient hat. Sein Einfluss reichte bis nach Westeuropa, nach Asien und in den Fernen Osten. Sein Tanz, seine Sprache, seine Musik, sein Stil, sein bahnbrechender Funk, seine gesamte Ausdrucksweise haben sich so tief in das amerikanische Bewusstsein eingegraben wie die Worte und Taten der großen Bürgerrechtsführer und Sporthelden wie Muhammad Ali, Michael Jordan, Martin Luther King und Malcolm X. Darüber hinaus ist er die wohl am meisten missverstandene und falsch dargestellte afroamerikanische Persönlichkeit der letzten dreihundert Jahre, wobei ich annehmen würde, dass er fast so wichtig und maßgebend für die amerikanische Sozialgeschichte ist wie, sagen wir, Harriet Tubman oder Frederick Douglass. Als sein Beerdigungszug 2006 langsam durch Harlem steuerte, kamen Männer mit Rasierschaum in den Gesichtern aus den Friseurläden gelaufen, Kinder schwänzten die Schule, und alte Leute weinten öffentlich auf der Straße. Die Apollo-Theater-Gänger säumten fünf Blocks weit die Straßen, zu Tausenden, von der 125th bis zur 130th Street. Das gesamte schwarze Amerika ging auf die Knie und verbeugte sich. Der *King of Pop*, Michael Jackson höchstpersönlich, flog nach Augusta zur Trauerfeier, was so etwas wie die Krönung des einen Königs durch einen anderen war. Die schwarzen Amerikaner liebten Michael, aber während er das Kind des schwarzen Amerika war, mitunter verloren, verlassen, neu adoptiert, in, out, schwarz, weiß und unentschieden, bestand keine Frage, wer James Brown war: Er war unsere Seele. Er war zweifellos schwarz, zweifellos stolz, zweifellos ein Mann. Er war echt, und er war witzig. Er war der Onkel unten aus dem Süden, der plötzlich vor deiner Tür steht, sich betrinkt, das Gebiss herausnimmt, dich vor deinen Freunden in Verlegenheit bringt und »Immer schön auf der Schule bleiben!« grunzt. Aber du liebst ihn. Und du weißt, dass er dich auch liebt.

Aber da ist noch mehr, und hier wachsen der Geschichte extra Glieder. Während seiner fünfundvierzigjährigen Karriere verkaufte James Brown mehr als zweihundert Millionen Platten, nahm dreihunderteinundzwanzig Alben auf, sechzehn davon wurden Hits. Er schrieb achthundertzweiunddreißig Songs, und bekam fünfundvierzig Goldene Schallplatten. Er revolutionierte die amerikanische Musik: Er war der Erste, der Jazz in den populären Funk mischte, und der Allererste, der mit einem Live-Album eine Nummer eins landete. Durch seinen Einfluss entstanden ganze Musikkategorien, die heute von *Billboard*, *Variety*, *Downbeat* und *Rolling Stone* gelistet werden. Er sang mit allen, vom Schöpfer des Hiphop, Afrika Bambaataa, über Pavarotti bis zum wegweisenden Jazz-Arrangeur Oliver Nelson. Seine Band war revolutionär, sie bestand aus herausragenden Instrumentalisten und Sängern, darunter die besten, die die Popmusik dieses Landes je hervorgebracht hat. Sein Auftritt vor den Rolling Stones beim T.A.M.I.-Konzert in Santa Monica 1964 war so überwältigend, dass Keith Richards später zugab, nach James Brown zu spielen sei die schlechteste Entscheidung in der Geschichte der Stones überhaupt gewesen. Trotzdem schaffte es James Brown zu seinen Lebzeiten nie auf den Titel des *Rolling Stone*. Für die Musikwelt war er ein merkwürdiges Anhängsel, eine Art Freak, ein Gesteinsbrocken auf der Straße, an dem du nicht vorbeikamst, ein Clown, aus der Sparte der Schwarzen. Er war ein Supertalent. Ein toller Tänzer. Ein echter Showman. Einer, der lachte. Ein Drogenabhängiger, ein Unruhestifter, bestehend nur aus Haaren und Zähnen. Ein Mann, der den Ärger nur so anzog. Schlicht ein Mann, der sich jeder Beschreibung entzog.

Der Grund? Brown war das Kind eines Landes im Verborgenen, des amerikanischen Südens.

In den USA ist nichts mit dem Süden vergleichbar. Kein Ort ist schwerer zu verstehen und voll zu erfassen. Kein Buch kommt wirklich nahe an den Mann heran, weil er aus einem Land stammt, das kein Buch erklären kann, einem durch seine Geschichte, durch Sklaverei, Unterdrückung und Missverstehen geprägten Land, dessen Selbstdefinition jeder einfachen Erklärung trotzt und jeden Eindruck, den man von ihm haben mag, von sich weist. Der Süden ist einfach ein Rätsel. Er gleicht einer etwas wunderlichen, treuen Hausfrau, die vierzig Jahre lang dabei zugehört hat, wie ihr Mann sonntagnachmittags auf der Couch liegt und Football guckt, bis es plötzlich aus ihr herausplatzt: »Ich hab deinen Daddy nie gemocht«, worauf sie ein Messer zieht und die Footballsaison ihres Mannes ein für alle Mal beendet. Sich den Gründen dafür auch nur nähern zu wollen gleicht dem Versuch, die Sonne mit der bloßen Hand zu fassen zu bekommen: Warum sich die Mühe machen? Du kannst James Brown nicht verstehen, wenn du nicht begreifst, dass das Land, aus dem er stammt, ein Land der Masken ist. Die Menschen dort, Schwarze wie Weiße, tragen Masken und immer noch mehr Masken, hinter jeder Maske eine weitere. Sie sind Schwindler und Gestaltenwandler, Magier und Marktschreier, die sich vor deinen Augen in gute Jungs verwandeln können, in ehrbare Anwälte, formvollendete Salonlöwen, brillante Akademiker, große Musiker, Menschen, die Geschichte schreiben, und Alles-kommt-in-Ordnung-Maya-Angelou-Doppelgängerinnen, obwohl rein gar nichts in Ordnung kommt. Dieses Land der Illusionen bringt äußerst talentierte und beliebte Menschen hervor, Oprah Winfrey ist dafür ein leuchtendes Beispiel. Es ist bevölkert von einer Legion Geister, die mit der gleichen Zähigkeit und spannungsgeladenen Kraft darüber wachen wie jene kleine Gruppe armer weißer Soldaten, die, an

Männern und Waffen vollkommen unterlegen, im Bürgerkrieg vor anderthalb Jahrhunderten der Armee der Nordstaaten drei Jahre lang die Hölle heiß machte.

Fast hätte der Süden den Bürgerkrieg gewonnen, und vielleicht hätte er es tatsächlich tun sollen, denn die amerikanischen Südstaatler schauspielern und verstellen sich mit unübertroffener Brillanz. Sie verstellen dir den Blick mit einer Freundlichkeit und Beflissenheit, die kaum etwas von ihrer Kraft erahnen lässt. Von außen betrachtet sind sie Chamäleons, pfeifen Dixie und tun langsam, harmlos und ein wenig trottelig. Aber hinter ihrer ach so bescheidenen Fassade, hinter ihrer unterwürfigen Art, hinter Moon Pies, Zigaretten und dem Geplauder über die Mannschaften der guten alten Alabama Crimson Tide, hinter allen Anrufungen des Herrn ballen sie im Verborgenen grimmig die knotige Faust, jederzeit bereit, dir mit der Kraft eines Dieselmotors einen Schlag zu versetzen. Und wenn die Hand in deine Richtung schnellte, geh ihr aus dem Weg, oder du wirst dich wahrscheinlich den Rest deines Lebens durch einen Strohhalm ernähren.

Niemand ist sich der Macht der Südstaatler bewusster als die Schwarzen, die unter ihnen leben. Es gibt ein altes Sklavensprichwort: »Geh hierhin, geh dorthin und unternimm nichts«, und die Nachkommen jener Sklaven sind Experten darin. Sie tun, was getan werden muss, sagen, was gesagt werden muss, und dann steuern sie auch schon auf die Tür zu, um der Bösartigkeit des weißen Mannes zu entgehen, die sie eines Tages, da sind sie sicher, treffen wird wie ein Regen aus heiterem Himmel. Brown wuchs in einem zerrütteten Zuhause auf, verbrachte drei Jahre in Jugendhaft und war geschult darin, sich vor der Bösartigkeit der Weißen wegzuducken. Bereits mit achtzehn hatte er jahrelange Erfahrung damit, Dinge zu verbergen,

sich zu verschließen, in sich zu verkriechen, alle und alles auszusperren, Spiegel aufzuhängen, falsche Zugänge und doppelte Böden zu schaffen und so allen, die in seine Seele blicken wollten, eine Falle zu stellen. Ähnlich hielt er es mit seinem Geld. Schon als Junge, der als Tänzer und Schuhpolierer für die farbigen Soldaten von Fort Gordon bereits genug verdiente, um sich einen eigenen Baseball und einen Schläger zu kaufen, behielt er sein Geld immer nahe bei sich. Später, als Star, bewahrte er es in einem geheimen Zimmer seines Hauses auf, vergrub es in Hotelzimmern, trug Zehntausende, ja Hunderttausende in einem Koffer mit sich herum und hatte immer ein Bündel Barschecks dabei. Immer gab es eine Hintertür, einen schnellen Fluchtweg, denn hinter den vernagelten Fenstern seines Lebens waren die Verlustängste des Godfather of Soul so überwältigend, dass sie ihn ganz verschlingen konnten und einige irre Verhaltensweisen annehmen ließen. Auf meine Frage hin, was Brown tatsächlich tief in sich in Bezug auf die Weißen fühlte, hielt Charles Bobbit, sein Manager, der ihn über einundvierzig Jahre kannte wie sonst niemand auf dieser Welt, einen Moment lang inne, sah auf seine Hände und sagte dann nur: »Angst.«

Diese Angst, das Wissen, dass ein einziger falscher Schritt im Labyrinth der weißen Wirklichkeit dich mit der Wucht einer menschlichen Kanonenkugel dahin zurückbefördern kann, wo du hergekommen bist, war und ist der Sprengsatz unterm Bett jedes großen schwarzen Künstlers, angefangen mit dem Radio-star Bert Williams in den 1920ern über Miles Davis bis zu Jay Z. Wenn du keinen kleinen Schutzraum findest, in den du vor dieser Panik und ihren giftigen Strahlen fliehen kannst, bestimmt sie dein Leben. Deshalb schienen sich die mitunter als übel-launig und unverschämt verschrienen Miles Davis und James Brown auch so zu ähneln. Die beiden bewunderten sich aus der